

"Heimatstil": Werkbundfragen II

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **121/122 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-53148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sichtigen: Verwendung von Normal- oder Schmalfilm, Beschaffung des nötigen, grossen Scheinwerferparkes, Regie des Werbefilmes, sorgfältige Montage, Stumm- oder Tonfilm, Titel oder Begleitvortrag und vieles weiteres. Erst nach Herstellung eines Drehbuches können verbindliche Preisangaben gemacht werden; approximativ stellt sich der Normalfilm pro Fertigmeter stumm auf 15 bis 40 Fr. und der Tonfilm auf 20 bis 50 Fr. in der Grundversion; weitere Ausführungen in anderen Sprachen entsprechend weniger.

J. A. Wanger i. Fa. Paillard (Yverdon) referierte über «Erfahrungen in der Exportwerbung»: Es ist zu unterscheiden zwischen unmittelbarer Werbung, technischer Werbung und mittelbarer Werbung. Zur ersten gehören Kataloge, Flugprospekte, Gebrauchsanweisungen usw. Im Export ist ihre Gestaltung, besonders aber ihr Text durch die Vertreter den örtlichen Verhältnissen anzupassen. Die technische Werbung umfasst im Exportgeschäft Anweisungen für Mechaniker, Ersatzteillisten, Vergleiche zwischen eigenen und fremden Erzeugnissen, illustrierte Rundschreiben und Hauszeitungen. Auch für diese Drucksachen ist sorgfältigste Ausführung wesentlich. Illustrierte Rundschreiben erwiesen sich als sehr wertvoll, um den ständigen Kontakt zwischen Werk und Vertretern und Kunden aufrecht zu erhalten. Bei Exportwerbung hat sich die Verwendung schöner Postwertzeichen als geschätzte Beigabe erwiesen. Als mittelbare Werbung werden bezeichnet Zeitungsinserte, Kinodiapositive, Messen, Schaufensterauslagen. Den Vertretern werden die Druckstöcke zu den Inseraten zur Verfügung gestellt und die Ausarbeitung des Textes wird ihnen überlassen; sie sind jedoch gehalten, der Firma Probenummern zu senden. Die Sammlung der besten Inserate aus aller Welt gestattet dem Stammhause die Vervielfältigung der besten Inserate und deren Verwertung in Rundschreiben. Dadurch werden die Vertreter zu wirkungsvoller, gediegener Inseratenwerbung angespornt.

Das letzte Referat über «Die Zentrale für Handelsförderung im Dienste der Export-Reklame» hielt Dr. J. Brunner, I. Sekretär der Schweiz. Zentrale für Handelsförderung. Es gab einen Ueberblick über die weitverzweigte Organisation der Zentrale und über die Möglichkeiten ihrer Mithilfe bei der technischen Werbung. — Allen Referaten folgte jeweils eine Diskussion. M. Troesch

„Heimatstil“

Werkbundfragen II¹⁾

Die Wanderausstellung des Werkbundes «Unsere Wohnung» war betontermassen als Gegenaktion gegen das Ueberhandnehmen des sogenannten «Heimatstils» gedacht, der heute die Mode in der Fabrikation von Möbeln und Ausstellungsgegenständen beherrscht. Ein derartiges Abschwenken von der Linie der technischen Zweckmässigkeit widerspricht so sehr den herrschenden rationalistischen Vorstellungen von einer geradlinigen Entwicklung in der Richtung auf eine integral technische Formgebung dieser Gegenstände, dass es in Werkbundkreisen fast so etwas wie eine Panikstimmung ausgelöst hat, eine Konsternation, die sich in Vorträgen, Protesten und Verdächtigungen denjenigen gegenüber äussert, die sich erlauben, darauf hinzuweisen, dass hier ein ernsthaft zu ergründendes Problem vorliegt. Mit Animositäten ist aber diese Situation nicht abzuklären, und statt den Heimatstil als das rote Tuch anzusehen, täte man gut, sich darüber Rechenschaft zu geben, was eigentlich an Triebkräften hinter den unerfreulichen Erscheinungen der Oberfläche wirksam ist. Denn über die Qualität des Meisten, was dieser Heimatstil bisher hervorgebracht hat, bestehen keine Meinungsverschiedenheiten, vieles ist eindeutig abscheulich oder komisch, vieles schwächlich oder aufdringlich sentimental. Aber mit dieser Feststellung allein ist noch nicht viel geholfen, denn die Weinlokale und Cafés im Heimatstil (es hat keinen Sinn, sich gegen das Wort zu sträuben, das Ding heisst nun einmal so) sind voll, während man schon verschiedene im Werkbundstil ausgestattete Gaststätten umbauen musste, weil niemand mehr hinging; die künstlich auf alt patinierten Möbel, Lampenschirme und Stallaternen werden gekauft, vielleicht nicht gerade weil, aber jedenfalls *obschon* sie geschmacklos sind, und *obschon* — und dies ist wichtig — sich der Käufer im Normalfall darüber klar ist, dass es sich um Imitationen handelt, und nicht um echte Antiquitäten. Von einer Täuschung des Publikums kann somit nicht gesprochen werden, denn Echtheit wird weder behauptet noch vom Käufer und Benützer verlangt.

Was diese Heimatstil-Gegenstände und -Räume so beliebt macht, ist also offenbar etwas anderes als Echtheit, und dieses gilt es zu suchen — gerade dann, wenn man die Gefahren dieser Entwicklung sieht. Was bieten die Räume im Heimatstil? Erstens

einmal, rein optisch und ohne Bezug auf das historisierende Element betrachtet, bieten sie den Eindruck des Geborgenen, Intimen, Geschlossenen, im spezifischen Gegensatz zu den ausgesprochen modernen Räumen, die sich in Glaswänden, Schiebewänden und Harmonikatüren nach allen Seiten öffnen, und die gar keine geschlossenen Räume, sondern eher durch Stellwände improvisierte Nischen des Gesamtraumes sind und ausdrücklich auch sein wollen.

Die modernen, den Bewegungsfunktionen der Benützung angeschmiegt «funktionellen» Formen lassen auch den Blick des Betrachters an ihren glatten Rundungen schweifend abgleiten, ohne ihn zu fixieren, und das lässt den Raum zugleich offen und bewegt erscheinen; dem gegenüber sind die Formen des Heimatstils in der Regel in herkömmlicher Art auf ihre Mitte zentriert, also in sich geschlossen, und dadurch bekommt der ganze Raum den Charakter des Ruhigen und Stablen.

Dieses Bedürfnis nach Geborgenheit ist weder gut noch böse, es ist einfach eine Zeiterscheinung, ausgelöst durch die totale Unsicherheit der heutigen Existenz. Und mit dieser Gegenwarts-situation hängt auch die Vorliebe für historisierende Formen zusammen. Sie sind nicht «echt» und wollen in der Regel gar nicht echt sein — die echten Antiquitäten sind nur ein Spezialfall und zwar der ästhetisch erfreulichste dieser Vorliebe. Was primär gewollt ist, ist die Symbolbeziehung zur nationalen Vergangenheit und zur ländlichen Lebenssphäre, die Erinnerung, die durch solche Gegenstände geweckt wird — gleichgültig, ob diese echt oder unecht, geschmackvoll oder geschmacklos, qualitativ oder wertlos sind. Für den geschmacklich Erzeugenen bedeuten schlechte historisierende Gegenstände freilich eine Degradierung der historischen Substanz, für den Grossteil unserer Zeitgenossen aber nicht — denn er kann leider die ästhetischen Qualitäten nicht unterscheiden, und diese Unterscheidung ist für die Hauptsache, für die Herstellung der genannten Symbolbeziehung unerheblich. Wie man diese Symbolbeziehung der Heimatstil-Gegenstände bestreiten kann, ist mir unbegreiflich: mit den übrigen Qualitäten dieser Gegenstände hat sie radikal nichts zu tun, sowenig wie die religiöse Symbolbeziehung der Grabmal-Geschmacklosigkeiten und des sonstigen Devotionalien-Kitsches. Diese ist vielmehr das Einzige, was ein mittelalterliches Kreuzifix und eine Serien-Lourdes-Madonna aus Gips gemeinsam haben, und auch noch ein Porzellan-Tintenfass in Form eines Totenkopfes spricht sein «memento mori» — so komisch es ausserdem sein mag. Der Unterschied liegt darin, dass das Kunstwerk diese Symbolbeziehung auf hohem Formniveau realisiert, der Kitsch auf niederem.

Als sich 1937 alle Welt über die «Kunst» im russischen Pavillon der Pariser Ausstellung entsetzte, da wurde dieser Propagandakitsch beispielsweise von Dr. Georg Schmid in Basel recht gnädig beurteilt. Dieses prominente SWB-Vorstandsmitglied fand — wenn ich mich recht erinnere — diese Gemälde wollten eben gar nicht in erster Linie ästhetisch gewürdigt sein, sie seien nicht auf eine kunstverständige Elite, sondern auf die breiten Massen berechnet, und als politische Propagandamittel seien diese gemalten Manifeste nicht ohne eine gewisse vitale Dynamik. Man kann dieser Auffassung nur zustimmen. Auch die Fragen des Mobiliars sollten nicht nur unter ästhetischen, sondern unter kulturpolitischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Gewiss sind die vom Werkbund gezeigten, technisch stilisierten Einrichtungsgegenstände geschmackvoller als das meiste, was sonst angeboten wird, aber wenn die Gegenstände, die in ihrer (guten oder schlechten) Formgebung an die heimatische Kultursubstanz erinnern, dazu beitragen können, bei den Besitzern das Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit und der Verbundenheit mit dem Herkommen zu fördern, so wäre dies «eine Messe wert»; das heisst, das Ziel würde die im einzelnen fragwürdigen Mittel genau im gleichen Sinn entschuldigen, wie der Propagandaeffekt den Kitsch des Russenpavillons. — Gerade in der heutigen Situation, wo die Verbindung mit der Vergangenheit, auf der die Existenz unseres Staates (wie aller einzelnen Staaten) beruht, zugleich von Seiten der politischen Gleichschaltungspläne, wie auch von Seiten der technisch-wirtschaftlichen Nivellierung bis zur Vermassung bedroht ist, haben breite Schichten — und nicht die schlechtesten — das Bedürfnis, sich diesen Zusammenhang ausdrücklich durch ihre Umgebung bestätigen zu lassen.

Diese gefühlsmässigen Forderungen sind nicht zu diskutieren — man kann sie persönlich teilen oder nicht teilen, erfreulich oder unerfreulich finden, aber sie gehören nun einmal zur Substanz der Zeit, der der Architekt Ausdruck zu geben hat, zu jenem Rohmaterial an Ideen, für die er eine Form suchen muss, die sich künstlerisch vertreten lässt: hier erst beginnt seine fachliche Verantwortlichkeit. Wo man sich neu einrichtet, gibt

¹⁾ Vgl. Bd. 121, Seite 254.

man dem Wohnungsmobiliar diesen Akzent des Nationalen, und wer in einem gegebenen Mobiliar wohnen muss, der sucht das Vermisste in entsprechend konzentrierter Form in den Lokalen der Entspannung — eben in den Weinstuben, Cafés usw., denen man von jeher gewisse Ueberreibungen zu gute halten muss — sie sind als besonders aufschlussreiche Zeitsymptome wohl ernst, aber weiter nicht tragisch zu nehmen.

Wenn also der Werkbund feststellt, dass das Streben nach einem persönlichen und nationalen Ausdruck auf dem Gebiet der Einrichtungsgegenstände vielfach zu geschmacklich recht unbefriedigenden Ergebnissen geführt hat, und dass es von Seiten mancher Produzenten skrupellos zu geschäftlichen Zwecken ausgebeutet wird, so hat er mit dieser Feststellung recht. Aber statt nun eben diese Missbräuche, Fehllösungen und Entartungen zu bekämpfen, und für die vorliegenden Bedürfnisse bessere Lösungen zu suchen, benützt man diese Missbräuche und Entartungen, um das ihnen zugrundeliegende Bedürfnis selbst zu diskreditieren, und es als nicht beachtenswert, oder gar als bekämpfenswert hinzustellen. Der Werkbund hat sich geradezu eine Spezialität daraus gemacht, die Dinge in dieser Weise auf den Kopf zu stellen: gegenüber dem elementaren Kulturphänomen der Mode nimmt er genau die gleiche Stellung ein. Auch hier geht man von Anfang an von den offensichtlichen Missbräuchen und Entartungen aus, sodass der Zuhörer schliesslich den Eindruck bekommt, es handle sich da überhaupt um nichts anderes als um Unfug und Missbrauch — womit man sich erspart, das Kernproblem auch nur zur Sprache zu bringen. An Entgleisungsmöglichkeiten fehlt es aber auf keiner Seite, und der auf elektrisch ummontierten Stallaterne im Heimatstilzimmer entspricht auf Seiten der technischen Modernität der Kinderwagen mit Stromlinienkarosserie: über dergleichen lacht man, damit argumentiert man nicht.

Gerade in Werkbundkreisen hat es nicht an Erscheinungen gefehlt, die sich zum Heimatstil in Parallele setzen lassen. Heute sind es vorwiegend städtische Kreise, die sich mit Heimatstilgegenständen ihrer Sympathie mit der Vergangenheit und dem ländlichen Lebensstil vergewissern wollen, in den Zwanzigerjahren waren es städtische Intellektuelle, die ihre Sympathie mit dem Proletariat dadurch manifestierten, dass sie etwa zu Abendanlässen eine Art stilisierter Monteuranzüge oder Lederjacken trugen, oder auf den bürgerlichen Schmuck der Krawatte verzichteten — auch dies Symbolbezüge ohne grösseren Realitätsgehalt, als ihn Heimatstilobjekte aufweisen. Oder man verwendete aus Sympathie mit der Sphäre der wissenschaftlichen Laboratorien gläserne Schwarzcaféapparaturen, die eigentlich ziemlich unpraktisch waren und zu kleinen häuslichen Katastrophen Anlass gaben — aber sie waren nett, und so war nichts dagegen einzuwenden.

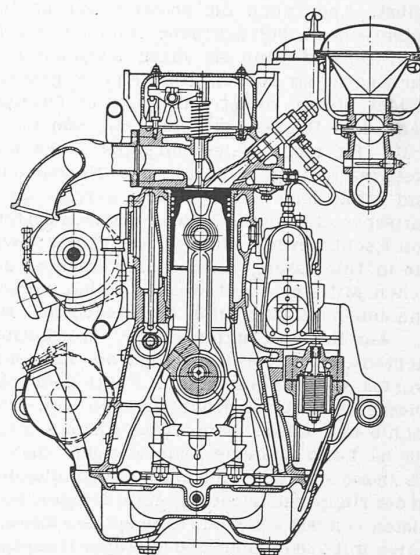
Es ist schade, dass der Werkbund nicht mehr die Elastizität besitzt, die heutige Situation unbefangen zu beurteilen und sich in positiver Mitarbeit an der Lösung der von ihr gestellten Fragen zu beteiligen: so ziemlich alles, was heute an ernstesten Bemühungen um einen Ausdruck der heutigen Situation sichtbar wird, geht ausserhalb des Werkbundes vor sich, im «Heimatwerk», den verschiedenen Werkstuben usw., während der Werkbund in der Situation der Zwanzigerjahre festgefahren ist und sich aus dem Netz seiner Propaganda-Halbwahrheiten nicht mehr herausfindet. Es hat etwas beinahe Tragisches, wenn der Geschäftsführer des Werkbundes in einer Replik auf einen kritischen Artikel zur Basler Wohnungsausstellung ausdrücklich versichert, die Beziehung von handwerklich gearbeiteten Tessiner Stühlen sei nicht etwa als Annäherung an den Heimatstil gemeint. Schade. Denn gerade auf eine intelligente Annäherung ohne Qualitäts-Konzessionen käme es an, hier könnte der Werkbund positive Arbeit leisten und den schlechten Heimatstilprodukten gute Erzeugnisse gegenüberstellen, die das vom Heimatstil schlecht befriedigte Bedürfnis besser befriedigen. Und diese Mitarbeit an den Aufgaben des Tages wäre das Einzige, was den Werkbund selbst lebendig erhalten und ihm seine ehemalige Bedeutung zurückgeben könnte, die er in den letzten Jahren immer mehr eingebüsst hat.

Peter Meyer

MITTEILUNGEN

Neuer MAN-Dieselmotor mit kugelförmigem Verbrennungsraum im Kolben. Die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Werk Nürnberg, ist bei der Konstruktion des Motors, der dann später mit einigen kleineren Abänderungen zum deutschen Wehrmachtseinheitsmotor gewählt wurde, von der direkten Einspritzung zum Vorkammersystem übergegangen. Dieser Motor hat eine zur Zylinderaxe geneigte Vorkammer konischer Art (s. Abb.) und einen Brennstoffverbrauch von rd. 200 g/PSH. Anlässlich der

Berliner Automobil-Ausstellung von 1939 wurde bekannt, dass diese Firma einen Motor mit einem neuartigen Verbrennungsraum entwickelte. Damals wurde gerüchtweise von einem Brennstoffverbrauch von 150 g/PSH gesprochen. In den Monaten nach Ausbruch des Krieges konnte man nur aus Patentanmeldungen Hinweise auf die Art des neuen Motors entnehmen, bis nun einige Einzelheiten an die Öffentlichkeit gelangt sind. Der Verbrennungsraum ist kugelförmig, etwas exzentrisch im Kolben. Die Einspritzdüse ist geneigt. Es handelt sich also um eine direkte



MAN-Einheits-Dieselmotor der deutschen Wehrmacht. Schnitt 1:12 (Nach «Z. VDI» 1938)

Einspritzung. Der Motor ist seit zwei Jahren, eingebaut in Lastwagen, auf der Strasse untersucht worden und man hat dabei seinen niedrigen Brennstoffverbrauch und die Möglichkeit der Verwendung von Brennstoffen mit niedrigen Cetanzahlen¹⁾ festgestellt. Besonders die Inbetriebsetzung bei tiefen Temperaturen fällt für einen solchen Motor erstaunlich leicht. Bei -12°C erfolgte die erste Zündung nach 6, die weiteren nach 8 s, und der gleichmässige Lauf war nach 120 s erreicht; bei -25° waren die Zeiten ungefähr gleich. Die Cetanzahl des Brennstoffes betrug bei diesen Versuchen 45. Um die Wärmeabfuhr im Kolben sicherzustellen, wurden Versuche bei Karl Schmidt (Neckarsulm) unabhängig durchgeführt und auf Grund der reduzierten Resthärte des Materials die Temperaturverteilung im Kolben errechnet. Die mittlere Temperaturverteilung im Kolben zeigt Werte, die bei andern MAN-Kolben gleich hoch liegen, wobei diese Kolben eine Lebensdauer von bis zu 300 000 km erreichen. Bei der Verbrennung von Flüssiggas (Mischung von Propan und Butan) im Dieselmotor wird die Zündung durch eine kleine Menge Dieselöl eingeleitet. Bei Vorkammer- und Lanova-Motoren muss das Verdichtungsverhältnis mit Rücksicht auf das Klopfen auf 1:13 erniedrigt werden, was zu einem merklichen Leistungsverlust führt. Bei dem obenerwähnten Motor ist diese Abänderung nicht notwendig, sodass mit einem Verdichtungsverhältnis von 1:17 die volle Leistung auch beim Betrieb mit Flüssiggas erreicht wird.

Ueber die Eigentümer der schweizerischen Elektrizitätswerke herrschen in manchen Kreisen noch falsche Vorstellungen, wie z. B. die Diskussion um das Rheinwaldwerk immer wieder zeigt, indem die Meinung weit verbreitet ist, es handle sich dort um ein Opfer des «Volkes» zugunsten der «Kapitalisten». Den wahren Sachverhalt haben wir in Bd. 121, Nr. 17 klargestellt. Zur Ergänzung seien noch die folgenden, von der «Elektrowirtschaft» veröffentlichten Zahlen mitgeteilt. Von den rund 180 Produktionsunternehmungen der schweizerischen Elektrizitätswirtschaft sind 120 Eigentum von Gemeinden und Bezirken, 14 Werke sind kantonale Unternehmungen und 45 gehören privaten Gesellschaften. Einen besseren Einblick bieten die finanziellen Verhältnisse: 70% aller Kapitalien, die in Werken und Verteilanlagen investiert sind, wurden von Gemeinden und Kantonen aufgebracht. Sie sind also die Besitzer von ungefähr $\frac{3}{4}$ unserer Elektrizitätswirtschaft. Noch deutlicher spricht die Tatsache, dass 2587 Ortschaften von Kantons- und Gemeindewerken mit elektrischer Energie versorgt werden. Das sind 77% aller Ortschaften. Der Rest von 765 Gemeinden wird von privaten Gesellschaften beliefert. Die Produktionsziffern der verschiedenen Werke dürfen heute aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlicht werden. Sie allein vermöchten am ehesten die wirkliche Leistung der privaten und öffentlichen Elektrizitätswerke zu vermitteln. Es steht jedoch fest, dass nicht einzelne private Finanzgruppen, Trusts oder gar ausländische Magnaten sich am Gewinn unserer Elektrizitätswerke gütlich tun können. Die Nutzniesser sind in erster Linie der Staat, die Gemeinden und damit der Bürger

¹⁾ Siehe SBZ Bd. 113, S. 30 (1939).